

Pfarrer Msgr. Oliver Boss, Düsseldorf
Predigt zum 11. Sonntag im Jahreskreis (B) 2021

Liebe Hörerinnen und Hörer, liebe Schwestern und Brüder in Christus!

Dass bei uns in Gerresheim am letzten Wochenende das Schützenfest bereits zum zweiten Mal aufgrund von Corona ausfallen musste, war hier vor Ort für manchen ein harter Schlag. Das können nicht nur Rheinländer, sondern bestimmt auch Westfalen oder andere Landsleute nachvollziehen. Alle mussten in den vergangenen Monaten auf die Feier ihrer Heimatfeste verzichten. Gerade die jährlich wiederkehrenden Feste vermitteln ein Gefühl von Zugehörigkeit und Heimat. Das weiß ich als Neusser mit Blick auf das große Neusser Schützenfest aus eigener Erfahrung nur zu gut.

Der Heimatbegriff erfährt überhaupt nach einer längeren Pause wieder größere Aufmerksamkeit. Das kann man nicht zuletzt daran sehen, dass es zum Beispiel hier in Nordrhein-Westfalen erst seit 2017 ein eigenes Ministerium für Heimat und Kommunales gibt. Mir kommt es so vor, dass das Bewusstsein für die Heimat in den letzten Jahren stark zugenommen hat, und zwar vor allem durch die Zuwanderung hunderttausender Menschen, die ihre Heimat verlassen haben, um bei uns eine neue zu finden. Einige Menschen fühlen sich ja durch fremde Menschen bedroht und sehen ihre Heimat gefährdet. Dabei muss man sich doch nur klarmachen, was es denn bedeutet, seine Heimat zu verlassen. Ob die Fremden nicht auch an ihrer Heimat gehangen haben, so wie ich es tue und viele andere hierzulande auch?

Heimat ist eine vielschichtige Realität: Über Heimat kann man im geographischen, politischen, soziologischen oder philosophischen Sinn sprechen. Im Letzten ist Heimat vor allem eine anthropologische Größe, die ganz eng mit dem ganz persönlichen Dasein des Menschen verbunden ist: In meiner Heimat habe ich zuallererst wahrgenommen, was meine unmittelbare Welt ist; was die Sonne, was ein Baum, ein Fluss ist, wer Mutter und Vater sind, was mein Zuhause ist – ja und auch was meine Kirche ist. Diese ersten Erfahrungen haben sich mir eingeprägt, sie bilden sozusagen meinen Erfahrungshorizont, auf dem sich dann alle weiteren Wahrnehmungen und Erfahrungen meines Lebens abspielen. Da war zum Beispiel der Rhein der Fluss meiner kindlichen Ersterfahrungen. Und so betrachte ich seitdem jeden anderen Fluss unbewusst auf der Folie des Rheins. Und das gilt für viele Dinge: Die Heimat ist prägend und bildend für das eigene Leben.

Das sieht der Apostel Paulus, von dem gerade zu hören war, ein wenig anders: „Wir sind immer zuversichtlich, auch wenn wir wissen, dass wir fern vom Herrn in der Fremde leben, solange wir in diesem Leib zu Hause sind“ (2 Kor 5,6). Die Fremde ist für Paulus das Leben eines Menschen in dieser Welt. Die Fremde aber ist das Gegenteil von Heimat. Zur Heimat sind wir seinen Worten zufolge erst unterwegs. Paulus sagt weiter: „Wir ziehen es vor, aus dem Leib auszuwandern und daheim beim Herrn zu sein“ (2 Kor 5,8). Das heißt doch: Daheim sind wir erst „beim Herrn“, vorher leben wir „in der Fremde“.

Dieser Gedanke widerspricht zunächst völlig den gerade beschriebenen Erfahrungen und dem Empfinden. Daheim bin ich eigentlich doch da, wo mir alles vertraut ist, wo ich mich auskenne, wo ich Gemeinschaft und Geborgenheit erfahre, eben dort, wo mein ganz persönlicher Erfahrungshorizont seinen Ursprung hat. Paulus hält genau das hingegen für die Erfahrung von Fremde. Die eigentliche Heimat eines Christen ist nicht hier, sondern „beim Herrn“.

Ich verstehe das so: Paulus baut hier eine Spannung von menschlicher Heimatempfindung und göttlicher Heimatverheißung auf. Und genau in dieser Spannung spielt sich unser Dasein als Christinnen und Christen ab. Laut Paulus befinden wir uns unterwegs von der Fremde in

die Heimat, vom Uneigentlichen zum Eigentlichen, vom Irdischen zum Himmlischen. Und Paulus charakterisiert diesen Weg so: „Als Glaubende gehen wir unseren Weg, nicht als Schauende“ (2 Kor 5,7). Andersherum formuliert: Alles, was ich sehe, ist letztlich Verheißung auf etwas anderes, was ich im Glauben begreifen kann.

Das ist auch die Perspektive Jesu, wenn er in Gleichnissen spricht. Da ist das Gleichnis vom Senfkorn. Jesus erzählt darin vom Reich Gottes. Damit nimmt er den Erfahrungshorizont seiner Zuhörer ernst. Er wählt vertraute Bilder aus der Heimat. Jeder kannte die winzigen Samenkörner, aus denen in Palästina große Gewächse hervorgehen, wie wir sie in unseren Breiten nicht unbedingt mit der Senfpflanze in Verbindung bringen. Schaut man nur auf das kleine Senfkorn – dann ist es unbedeutend. Glaubt man aber an das Potenzial des Senfkorns, an das, was in ihm steckt, dann erwächst doch aus dem ganz Kleinen etwas ganz Großes. Das bedeutet dann doch auch im übertragenen Sinne: Die unscheinbaren Worte Jesu und der Glaube seiner kleinen Anhängerschaft tragen in sich das Potential, dem Reich Gottes zu großem Wachstum zu verhelfen. Das Reich Gottes ist mit Jesus Christus in dieser Welt angebrochen. Wie ein Senfkorn wurde es ausgesät und wächst und wächst und wächst. „Als Glaubende gehen wir unseren Weg, nicht als Schauende.“

Aber jetzt einmal kritisch nachgefragt: Das lässt sich leicht behaupten, aber wo wächst es denn? Wo zeigt sich denn der schattenspendende Baum, in dem die Vögel des Himmels nisten können? Wo ist das volle Korn in der Ähre, das für die Ernte reif ist? Wo sehen wir denn die reichen Früchte, die Jesus seinen Zuhörern – und damit auch uns – verheißen hat? Ich sehe aktuell gerade eher viel Verwelktes und Verdorrtes. Ich sehe Unkraut und Disteln. Ich sehe Fäulnis und Ungezieferbefall. Stichwort Missbrauchsskandal und Vertrauenskrise in der Kirche. Der Acker scheint es momentan schwer zu haben, reiche Früchte hervorzubringen. Liegt das aber an der Qualität des Saatgutes? Liegt es an der falschen Pflege durch die verantwortlichen Landwirte? Fragen über Fragen!

Ich weiß nur auf jeden Fall, woran es nicht liegt: An dem, der wachsen und reifen lässt und der aus dem Kleinen und Unscheinbaren das Große und Reichhaltige zu schaffen vermag. Gottes Reich hat bereits hier und jetzt seinen Anfang genommen. Manchmal ist das mit Händen zu greifen, zum Beispiel wenn ich an große Wellen der Solidarität und Hilfsbereitschaft denke wie bei der Flüchtlingskrise oder auch am Beginn der Corona-Pandemie.

Und manchmal sehe ich davon nur Spurenelemente, zum Beispiel, wo sich einzelne Menschen uneigennützig und unspektakulär aus dem Glauben heraus im Kleinen und Unscheinbaren für das Gute einsetzen wie die kleine Gruppe von Rentnerinnen, die sich einmal in der Woche zum Kaffeetrinken und Klönen mit Demenzkranken trifft, wo Liebe und Toleranz gepflegt werden, wo man tief durchatmen kann, weil keine dicke Luft herrscht, sondern der Atem des Heiligen Geistes zu spüren ist wie bei Bibel- oder Familienkreisen in der Gemeinde, wo nicht immer alle einer Meinung sind, man aber intensiv miteinander redet und einander zuhört.

Das Reich Gottes beginnt hier und jetzt. Es nimmt seinen Anfang in diesem Leben, nach Paulus in der Fremde. Seine Vollendung steht erst noch aus. Bis dahin sind wir gemeinsam als Glaubende unterwegs: in der Bereitschaft, die Gottesherrschaft schon im Hier und Jetzt durch unseren Einsatz für seine Frohe Botschaft sichtbar zu machen. Dazu darf sich aber ebenso die große Gelassenheit gesellen, dass nicht wir es sind, die wachsen lassen und einmal die Ernte einfahren, sondern allein Gott.

Vollenden wird sich Gottes Reich in der ewigen Heimat, wenn wir einmal wirklich ganz „daheim beim Herrn“ sind. Dann werden uns die Augen aufgehen, und wir erleben, was wirklich Heimat ist. Amen.

